

Judith Klein

## Das Geheimnis des Zimzum

### Klingenstein schreibt über Abramovitsh, Walser über Klingenstein und Abramovitsh

Die jiddische Literatur ist hierzulande keine unbekannte, besser gesagt, sie dürfte es nicht sein; denn die klassischen jiddischen Autoren wurden – abgesehen von frühen Übersetzungen Anfang des letzten Jahrhunderts – spätestens seit den 70er Jahren »mit großem Engagement und viel Liebe« (Jürgen Rennert) in der DDR herausgebracht, und auch in der alten Bundesrepublik wurden zahlreiche Werke veröffentlicht, 1985 sogar der autobiografische Roman einer ostjüdischen Schriftstellerin: Esther Kreitmans *Deborah. Narren tanzen im Ghetto* (1936). Begleitend erschienen wissenschaftliche Studien sowie die Übersetzung eines unübertroffenen Werks: *Weit von wo. Verlorene Welt des Ostjudentums* (1974) von Claudio Magris. Ein populäres Lexikon wie Rowohlt's *Weltliteratur im 20. Jahrhundert* widmete den jiddischen Schriftstellern, insbesondere Sholem Yankev Abramovitsh (1835-1917), breiten Raum. Über ihn hat Susanne Klingenstein nun ein hochinteressantes Buch veröffentlicht.

Bemerkenswert ist ihr Versuch, Rätsel zu lösen und die Brüche, Krisen und Kehren in Abramovitshs Leben und Werk zu erhellen. Sie tut dies, nicht ohne auf Vorarbeiten, insbesondere amerikanischer Wissenschaftler, zu rekurrieren und nicht ohne die soziale Situation der Juden im Zarenreich darzulegen und die jüdischen »Revolutionen« der Epoche zu streifen: den Chassidismus, der die Religion in eine affektive mystische Religiosität verwandelte, die Aufklärung (Haskala), die sich dem Wandel durch Vernunft, Moral, säkulare Bildung und Ausbildung verschrieb, den Zusammenschluss der Arbeiter im sozialistischen »Bund« wie auch den kulturellen Zionismus prä-Herzlscher Prägung.

Jahrzehntelang war Abramovitsh hierzulande unter dem Namen seines fiktiven Geschöpfs Mendele Moicher Sforim (*Mendele der Buchhändler*) bekannt. Diese Kunstfigur, »Sprachrohr der Shtetl-Welt«, verbürgt die »Authentizität und Wahrheit der erzählten Geschichte«, indem sie die Kluft überbrückt, die sich zwischen dem schreibenden Autor und dem traditionellen Juden, der er einst war, auftut.

Abramovitsh lernte Armut und Wanderschaft kennen und verbrachte lange Studienjahre in den Lehrhäusern Litauens. Für eine Weile schloss er sich der Haskala an, befasste sich mit Naturwissenschaften und veröffentlichte – auf Hebräisch – Lehrbücher der Zoologie: Mittel gegen Aberglauben und Mystizismus.

Um 1863 beschloss er, nicht mehr auf Hebräisch zu schreiben, sondern auf Jiddisch, das bei den Aufklärern verpönt war, die es mit dem Häuslichen, Schmutzigen und Lächerlichen identifizierten und für unfähig hielten, komplexere intellektuelle Sachverhalte darzustellen. Mit Erzählungen, Romanen, Stücken, in denen er das Leben der Juden im Zarenreich satirisch darstellte, Korruption, Heuchelei, Tyrannei geißelte und eine Psychologie der Armut entwarf, versuchte er, die jiddisch sprechende Bevölkerung aufzurütteln und ihr zu Selbsterkenntnis und Reform zu verhelfen.

Doch dann kam eine weitere Wende. Abramovitsh erkannte, dass man »von einem hungernden und verfolgten Geschöpf« nicht erwarten kann, »dass es sich durch Erziehung bessert«. Er distanzierte sich von den selbsterzieherischen Projekten der Haskala.

Nach Jahren in ukrainisch-jüdischen Städten wie Berdichev und Zhitomir, zog

er 1881 mit seiner Familie nach Odessa, dem Zentrum der ostjüdischen Kultur, ein Ort brutaler Pogrome, wo er Leiter einer Talmud-Tora-Schule wurde. Nach Schicksalsschlägen und Phasen des Schweigens und der Schwerkraft darüber, dass alle sozialen Reformprogramme zu versagen schienen, entwarf er ein ganz außergewöhnliches Projekt: Er beschloss, alle seine bisherigen Werke inhaltlich, narrativ und sprachlich zu überarbeiten, zu vervollkommen und zu erweitern. Er hielt es nun für anrühlich, Mitjuden, die immer häufiger Pogromen und staatlichen Repressalien ausgesetzt waren, durch harsche Kritik zu verletzen oder abzuwerten. Und es drängte ihn der Wunsch, der alten jüdischen Lebenswelt, nun, da sie entschwand und er sich ihr in einer Art Heimweh verbunden fühlte, mit liebevolleren Worten als zuvor zu gedenken. Die Umarbeitungen entsprangen also – nicht anders als der autobiografische Roman, in dem er versuchte, »die Welt seiner Romane einerseits auf Dauer verständlich zu machen und andererseits für ihre Authentizität zu bürgen« – sowohl einem Dialog mit der Gegenwart als auch der Rückkehr in die Vergangenheit.

Mit dem »Rückzug ins eigene Werk« rückte die Arbeit an der Sprache in den Vordergrund. »Über einem Werk muss man schwitzen, man muss arbeiten, an jedem Wort feilen«, schrieb Abramovitsh 1888 an Sholem Aleichem. Das Feilen und Schleifen bezeichnete er als »Geheimnis des Zimzum«; die Kabbala bezeichnet mit Zimzum die Selbstbeschränkung Gottes im Schöpfungsakt, durch die Raum frei werde für eine endliche Welt.

Klingenstein sporadische Behauptung, Abramovitsh sei nicht an der »Darstellung des lebenden Volkes gelegen«, es sei die »ästhetische Herausforderung«, die »Verfeinerung der jüdischen Sprache«, die ihn »wirklich« und »tief innerlich« interessiert habe, scheint überspitzt. Wie dem auch sei, er entwickelte das Jiddische zu einer euro-

päischen Literatursprache und hob sein Werk auf das Niveau der Weltliteratur, die er im Übrigen genauestens kannte.

Wie kaum ein anderer Zeitgenosse verkörperte er die jiddisch-hebräische Zweisprachigkeit; denn zu jenem Projekt gehörte das Übersetzen seiner auf Jiddisch geschriebenen Bücher ins Hebräische – eine Sprache, in der er seit 1886 wieder schrieb.

Um Abramovitshs Werk und um Klingenstein's Studie hat Martin Walser die doppelte Girlande seiner *Duftenden Blumen* gebunden. Während Klingenstein das ganze Leben und das ganze Werk Abramovitshs in *Die doppelte Girlande* den Blick nimmt, klammert Walser wesentliche Aspekte aus: die »fulminante Negativität«, die »vernichtende Analyse der jüdischen Gesellschaft«, die Sarkasmen gegen Korruption und Tyrannei. Er zeichnet ein verklärtes, idealisiertes Bild, vergleichbar dem, welches sich manche orientierungslose deutsche Juden um 1900 von der ostjüdischen Welt machten.

Das letzte Kapitel enthält einige Bekenntnisse: »Mir ist im Lauf der Jahrzehnte vom Auschwitz-Prozess bis heute immer deutlicher geworden, dass wir, die Deutschen, die Schuldner der Juden bleiben. Bedingungslos. Also absolut. Ohne das Hin und Her von Meinungen jeder Art. Wir können nichts mehr gutmachen. Nur versuchen, weniger falsch zu machen.«

Rezensenten zogen eine Linie zu Walsers Friedenspreisrede von 1998 und stellten fest, er wolle nun »Abbitte« leisten. Damals hatte er davon gesprochen, dass sich das Gedenken an Auschwitz nicht dazu eigne, »jederzeit einsetzbares Einschüchterungsmittel oder Moralkеule« zu werden, woraufhin er angegriffen wurde, als habe er Schuld geleugnet.

Ob »Abbitte« oder Abschied, im letzten Abschnitt der »Duftenden Blumen« schwingen seltsam missverständliche Noten mit. Nach Reflexionen über die Nähe

zwischen Jiddisch und Deutsch heißt es: »Aber dass deutsche Soldaten ein Volk ermorden wollten, das der eigenen Sprache entstammte, das macht die Börsartigkeit der Handlung zur Absurdität.«

Ist das Wort »absurd« im Zusammenhang mit Völkermord gut gewählt? Und wenn ja, muss dann nicht gefragt werden, ob »Absurdität« lediglich dann waltet, wenn die Sprache der Opfer der Sprache der Täter »entstammt«? Aber ist nicht vielmehr das Sprechen entscheidend, das – aufseiten der Opfer – in keiner Weise der Sprache der Mörder entsprach?

Wichtiger ist vielleicht die Spur hin zu Walsers Aufsatz »Unser Auschwitz« (1965). Hier drückt der Autor folgende Vermutung aus: »Mit ein wenig Ruhe könnten wir natürlich einsehen, dass es uns nicht gelingt, Anteil zu nehmen am Schmerz der Opfer. Was heißt das denn, wir nehmen Anteil?

Wie viel gilt uns unser Bedauern? Hilft es uns, irgendetwas zu tun?« Der Gedanke ließ ihn damals, so scheint es, nicht los, dass wir »so weiterleben, als hätte Auschwitz nie stattgefunden« – Worte, die an Elie Wiesels Bemerkung von 1966 erinnern: »Die Erde hat gebebt, und der Mensch ist sich gleich geblieben.«

Nun aber hat sich für Walser offenkundig etwas verändert: Aufgrund seiner neuen Liebe zur jiddischen Literatur scheint er – und sei es nur ein Stück weit – Anteil nehmen zu können am Schmerz der Opfer.

*Susanne Klingenstein: Mendele der Buchhändler. Leben und Werk des Sholem Yankev Abramovitsh. Harrassowitz, Wiesbaden 2014, 495 S., 29, 80 €. – Martin Walser: Shmekendike blumen. Ein Denkmal/A dermonung für Sholem Yankev Abramovitsh. Rowohlt, Reinbek 2014, 144 S., 14,95 €.*



**Judith Klein**

ist Publizistin und Übersetzerin in Osnabrück und Paris.

*Harro Zimmermann*

## Ein ambivalentes Friedensfest

### Der Wiener Kongress und die Zukunft Europas

Napoleon Bonaparte, der vermeintliche Erbverwalter der Französischen Revolution, erklärte den Franzosen bei seinem Putsch von 1799: »Wir haben den Roman der Revolution beendet. Jetzt gilt es deren Geschichte zu beginnen.« In Wahrheit sollte der politisch-militärische Export der Ideen von »Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit« zwar eine tiefe Erschütterung des machtherrlichen Feudalismus herbeiführen, aber keineswegs das Eldorado einer zivilisierten Bürgerlichkeit. Ein Mas-

sensterben war die Folge der Revolutionskriege. Der Kontinent Europa wurde politisch und territorial umgekehrt – der deutsche Kaiser muss demissionieren, alle geistlichen Staaten werden abgeschafft, der Vatikan aufgelöst, riesige Bevölkerungsgruppen sehen sich wechselnden Herrschaften ausgesetzt, ethnische Zugehörigkeiten und traditionale Lebensformen lösen sich auf.

Dem entspricht die Dämonisierung, ja Verteufelung der jeweiligen Kriegsgegner.